

# Alfred Huggenberger – Die Bauern von Steig

## **Kapitel 10: Ein Abfall und eine zerbrochene Karriere**

Als ich etwa eine Stunde später fest auftretend aber innerlich um so unsicherer durchs Unterdorf schritt, kamen mir nicht weit vom Steinernen Platz Margritte Stamm und Hans Kinsperger entgegen. Margritte liess die Schultasche nachlässig schlenkern und die beiden unterhielten sich zusammen mit ernsthaften Mienen, wie Erwachsene.

«Ist's gut gegangen in der Geographie?», fragte ich spöttisch und grossartig.

«Ja, du!», gab Hans feindselig zurück. «Du hast gewiss noch einen Hochmut!»

Margritte rümpfte das Näschen ein wenig: «Du wirst doch mit so einem nicht mehr reden!», meinte sie schnippisch, ohne sich nach mir umzusehen.

Da fasste ich bei mir selber den Beschluss, mir von jetzt ab aus Margritte Stamm nichts mehr zu machen. Und wenn ihr Vater zehnmal Gemeindepräsident war.

Ich war so glücklich, mich daheim ins Haus schleichen und umkleiden zu können, ohne dass jemand etwas merkte. Auch die Pistole brachte ich an ihren Ort zurück. Zu meiner Verwunderung musste der Schneider schon zu Hause sein, denn es lag eine kleine zierliche Farbenschachtel auf dem Arbeitstisch, die ich aber nicht zu berühren wagte, weil Frau Rike in der Stube war. Der Jakob habe zum Armenpfleger gehen müssen, berichtete sie unwillig, man werde ihm wieder etwas vom Kostgeld abmarkten.

Ich ging in den Schopf hinaus und fing an Holz zu spalten, wobei die Schläge der Axt mir ganz fremd und seltsam in den Ohren klangen. Immer musste ich innehalten und mich mit Selbstvorwürfen quälen. Wenn ich doch einen Tag, einen einzigen Tag jünger wäre! Wie wollte ich da alles anders machen!...

Plötzlich knarrte das Schopftörchen ein wenig. Der Schwengeler-Schors trat zu mir herein. Er trug meine braune Wollmütze in der Hand und stülpte sie mir ohne weiteres über den Kopf. Dann klopfte er mir auf die Achsel, seine Augen leuchteten förmlich: «Du! Das hast du aber prima gemacht! Der Kinsperger hat dich in der Pause verschimpfen wollen, ich hab' ihm aber das Maul zugetan! Und die anderen Knaben sind fast alle auf meiner Seite gewesen. Hinter Grabs Scheuer haben wir uns zusammen verschworen: es lässt sich keiner mehr übers Knie spannen!» Ich hatte auf den Schors Schwengeler bis jetzt keine grossen Stücke gehalten. Sein Vater, der früher in fremden Kriegsdiensten gewesen und jetzt in der Burdi wohnte, war im Dorfe wenig angesehen, er wurde kurzweg Algierschwengel genannt, oder auch Birchenschwengel, weil er eine unheimliche Gewiegtheit im Stehlen von Birkenreisig besass und schon manchen schönen Baum in der Umgegend kahl geschoren hatte, ohne dass man ihn bis jetzt je einmal bei der Tat hätte erwischen können.

Aber das alles war in diesem Augenblick aus meinem Bewusstsein ausgelöscht. Schors stand als mein bester und treuester Freund vor mir und ich wunderte mich nur, dass ich ihn so lang hatte verkennen können. Ich warf mich ein wenig in die Brust und setzte ihm in überlegenem Ton auseinander, man könne sich doch in diesem Alter nicht mehr wie jeder x-beliebige Hosenbürzel ausschmieren lassen.

Schors pflichtete mir lebhaft bei. Er eröffnete mir des weiteren, er sei eigentlich nicht wegen der Kappe gekommen, sondern wegen etwas ganz anderem: er wolle mir einen «Schmollis» antragen, das bedeute bei den Erwachsenen, dass man sich für einander hauen lasse. «Ein Schmollis würde nämlich jetzt besonders gut für uns passen», fügte er erklärend bei, «weil du von morgen an beim Zeigerhaniss Dienstbube bist und wir uns sozusagen aus dem Kammerfenster guten Tag zurufen können.» Ich sah ihn verwundert an. «Wer sagt so etwas?»

«Hä, wenn ich's nur weiss. Ich und das Mineli Stürler haben alles schön anhören können, was der Stocker und der Haniss zusammen abgemacht haben. Du wärest sonst nach Ziebeln in die Rettungsanstalt gekommen.»

Sein Gesicht nahm einen pfiifigen Ausdruck an. «Du – wenn du wüsstest, wie sich das Mineli freut! Sie hat zu mir gesagt, sie geniere sich kein bisschen wegen dem Buchzeichen, und der Lehrer habe es ihr einfach gestohlen, es gehöre ihr und sonst niemandem.»

«Geht mich nichts an», sagte ich nebenhin, sann aber dabei etwas anderem nach. Der Gedanke, dass fremde Leute über mich verfügen konnten wie über eine Ware, trieb mir die Tränen in die Augen.

Schors wandte sich unwillig von mir ab. «Wenn du flennen willst, dann adiö Partie! Ist dir das Guraschi schon in die Hosen hinuntergefallen? Saggerdinundedi! So einer! Du meinst gewiss, man lebe im Oberdorf nicht! Allweg so gut wie da bei deinem Hungerschneider!» Damit schlug er das Schopftörchen hinter sich zu und war weg.

Ich setzte mich wieder auf den Scheitstock. Der Kopf war mir so voll, dass ich nichts Ordentliches denken konnte.

Jetzt klangen fröhliche Kinderstimmen von der Strasse zu mir herein. Behutsam stellte ich mich an eine Wandritze und guckte hinaus. Einige Mädchen belustigten sich mit Ballwerfen. Mina Stürler war auch bei ihnen. Ich musste sie immer wieder ansehen und dabei an das denken, was Schors vorhin von ihr gesagt hatte. Sie war ziemlich gross für ihr Alter, aber schwächling und bleich. Beim Spielen wagte sie nicht recht von Herzen mitzutun, in ihrem ganzen Gebaren lag immer gleichsam die Frage: «Darf ich auch da sein?» Der Blick ihrer Augen war scheu und unsicher, nur hin und wieder blitzte etwas wie verschlagene Überlegenheit darin auf. Die Unsicherheit kam wohl am meisten von der Schule her. Der Lehrer mochte sie nicht leiden, sie konnte ihm auch selten eine richtige Antwort geben. Und wenn er sie dann anfuhr, wurde sie ganz zerfahren und abwesend und redete die ungereimtesten Dinge her. Er nannte sie einmal «Flutterhex» und von da an musste sie den Übernamen hin und wieder hören.

Ich empfand etwas wie Mitleid mit ihr, hatte aber daneben doch einen heimlichen Zorn auf sie, als ob sie eigentlich an allem schuld wäre. Ja, wenn die nur glaubte! ... Inzwischen hatte sich unversehens Margritte Stamm zu den Spielenden gesellt, und von dem Augenblicke an hatte ich nur noch Augen und Ohren für sie. Mein Groll gegen sie war ganz und gar verflogen.

Die Mädchen vergnügten sich damit, den geworfenen Ball jeweilen in einem der kleinen Fausthandschuhe aufzufangen, die sie an Wollschnüren um den Hals hängen hatten. Margritte war in dieser Kunst besonders gewandt, während die anderen nichts konnten und immer über ihre eigene Ungeschicklichkeit lachen mussten. Sie kam mir so hübsch und lieb vor wie noch gar nie. Ich folgte jeder ihrer Bewegungen mit innerem Wohlbehagen und war glücklich, sie so ganz heimlich und ungestört beobachten zu können.

Plötzlich flog ein Ball infolge eines ungeschickten Wurfes durch die vordere Ladenluke zu mir in den Schopf herein, gerade vor meine Füsse. Ich hob ihn auf, es war ein schöner Gummiball mit vier verschiedenfarbigen Feldern, der kaum einem anderen Mädchen als Margritte gehören konnte.

Da stand sie auch schon unter dem halbgeöffneten Schopftörchen und sah das Spielzeug in meinen Händen.

«Der Ball gehört mir», sagte sie feindlich und kam langsam auf mich zu. Ich liess sie dicht an mich herankommen und gab den Ball mit halb unbewusstem Zögern frei.

Im Weggehen wandte sich Margritte noch einmal böse nach mir um. «Du hast ihn behalten wollen, ja, lass es nur gelten!»

«Nein!», schrie ich grell heraus; ich fühlte, dass mir die Tränen wieder in die Augen traten. Sie blieb halb erschrocken stehen, aber es lag wenig Wohlwollen in dem Blick, mit dem sie mich musterte. Und nun verzog sich ihr Gesicht zu einer schnippischen Grimasse. «Tu nur nicht so, man kennt dich jetzt schon. So einer! ...»

Da war meine Wehleidigkeit plötzlich weg, ich trat einen Schritt vor und streckte die Zunge nach ihr aus, so weit ich konnte.

Kaum war Margritte fort, so stand der Schneider Enz in der Türöffnung. Er machte ein bitterernstes Gesicht, sagte aber kein Wort. Mit einer harten Handbewegung befahl er mir, ihm in die Stube zu folgen. Dort angekommen, blieb er dicht vor mir stehen. Die Lippen immer noch krampfhaft aufeinandergepresst, hielt er eine stumme Ansprache an mich, während er unausgesetzt mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach der neuen Farbenschachtel hinüberwies. Plötzlich schritt er nach dem Tische hin, nahm die Schachtel und schmiss sie mit einer gewissen Feierlichkeit in die Ofenecke.

«Soo. Da hast du deine Karriere! Wui.»

Es kam mir vor, wie wenn er alles, auch das Augenrollen und die schreckliche Miene, lange vorher auswendig gelernt hätte.

Er setzte sich nun aufs warme Ofenbänklein und fing halb zu sich selber redend an, über die Armenpflege und besonders über den Zeigerhaniss loszuziehen. «So ein Erdäpfelbauch und Schuldenworger, der nie weiter als vom Miststock bis zum Brunnen gekommen ist und wieder zurück, so einer soll mir im Erziehen über sein! Einen verschrobeneren Ackerhengst und Hofnarren als den gibt es in der gesamten Eidgenossenschaft nicht, ja man kann getrost noch Deutschland und die ganze Mongolei dazu nehmen. So einen Sternenzähler wird er auch aus dir fertig bringen, wui! Gratuliere! Und das Allerschönste an der Geschichte ist noch, dass ich um das Kostgeld für einen ganzen Monat betrogen bin!»

Frau Rike trug den Abendkaffee auf. Der Duft der gerösteten Kartoffeln kam wie eine süsse betäubende Wolke mit ihr aus der Küche herein. Mit den Schuhspitzen warf sie die in kläglicher Verachtung auf dem Boden umherliegenden Reste der zerbrochenen Farbenschachtel und die Scherben der zierlichen Maltöpfchen beiseite. Sie sagte nichts, aber es war, als ob sich während eines Wutausbruches die bösen Worte auf ihren Lippen versteinert hätten. Ich bemerkte auch sehr wohl, dass sie nur zwei Kaffeenäpfchen aufstellte.

Die beiden gingen stillschweigend und mit merkwürdiger Gelassenheit zur Tagesordnung über und fingen zu essen an, als könnten sie sich wirklich nicht erinnern, dass je einmal ein Kostbube neben ihnen gesessen habe.

Während ich ganz verständnislos nach dem leeren Platz am Tisch hinüberschielte, stand plötzlich der Armenpfleger Stocker in der halbgeöffneten Stubentüre. «Gott g'segne's», sagte er in boshaft freundlichem Tone, schoss dann aber unversehens wie ein Drache auf mich los und machte sich nun eine wirkliche Arbeit daraus, mich regelrecht durchzubläuen. Zum Heulen brachte er mich indes nicht, obschon es ziemlich hart zuzuging. Als er endlich ermüdet innehielt, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich seiner erzieherischen Tätigkeit zu entrücken. «Wart noch Lümmel», keuchte er, «ich muss dir auch noch dem Lehrer seine Ration geben!» Der Schneider Enz, der mit innigster Gemütsruhe weiter ass, gab so nebenbei der Meinung Ausdruck, dass er sonst diese Methode nicht für die richtige halte. Dieser Ansicht pflichtete auch ich innerlich bei. Ohne Abschied drückte ich mich hinaus und in meine Kammer hinauf, wo ich bis zum Einschlafen reichlich Zeit hatte, über mein Leben, Vergangenes und Zukünftiges, nachzudenken.